

Laudatio / Heidelberger Künstlerinnen Preis

von Gerhard R. Koch (Frankfurter Allgemeine Zeitung)

Liebe Iris ter Schiphorst, sehr geehrter Herr
Oberbürgermeister, meine Damen und Herren,

Musik, was ist das überhaupt? Selbst durchaus Konzert- und Opern-Erfahrene geraten da in Verlegenheit: Musik, das ist halt Musik – und die wiederum das, was man in den Sälen oder aus Lautsprechern hört. Und statt einer, allemal heiklen, Definition vernimmt man subjektive Vorlieben, auch Vorurteile – etwa, was noch oder schon keine Musik mehr ist. Klar ist meist nur die Trennlinie: zwischen E- und U-Musik, einschließlich der Lagerbildung. Die Klassik-Anhänger machen sich in der Regel wenig aus Rock und Pop; deren Verfechter halten die Hoch-Kultur eher für leicht antiquiert. Der Riss zieht sich nicht nur durch die Generationen. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu gar meint: Die unterschiedlich gelagerten kulturellen Differenzen stünden im Zeichen sozialer Distinktion: Wer etwa nach Bayreuth oder Salzburg gehe, signalisiere damit auch höheren sozialen Status. Musik wäre demnach auch Prestige-Frage; und dies sowohl für die Älteren wie auch für die Jüngeren, die dem Bildungsbürger-Kanon ihre eigenen Werte, einen anderen Kulturbegriff, entgegensetzen, ja mitunter sogar entgegensetzen müssen. Man sieht: Die eine, für alle verbindliche Musik gibt es nicht.

Was heißt also Musik - zumindest im Traditionszusammenhang, in dem wir uns hier institutionell immer noch befinden. Die Antwort, ein wenig ernüchternd, lautet: weitgehend das Standard-Repertoire hauptsächlich des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mit seinen Vorläufern und Ausläufern; es umfasst also einen Zeitraum

von gut zweieinhalb Jahrhunderten. Verglichen etwa mit Architektur oder Theater ist dies ein schmaler Ausschnitt der Kulturgeschichte. Bestimmt wird er zudem durch Faktoren, die gar so selbstverständlich im Grunde nicht sind: beispielsweise die historisch gewordene Dur-Moll-Tonalität, das in sich abgeschlossene, jeweils gattungsspezifische Werk des einzelnen Komponisten, der meisterlich einsam seine Partituren schreibt, somit seine Tonkunst zunächst als Notation, als zweidimensionales Zeichensystem übermittelt.

Wenn heute Iris ter Schiphorst den wichtigen Heidelberger Künstlerinnenpreis erhält, dann werden drei traditionelle Kategorien außer Kraft gesetzt. Dass nicht nur die großen Männer ernsthaft komponieren, die Musikgeschichte vorantreiben, ist nicht mehr strittig: Die Erfolgsgeschichte dieser Auszeichnung belegt dies zur Genüge. Die beiden anderen Punkte sind entschieden ungewöhnlicher. Komponistin, das hieß bislang in erster Linie: den Kontext sogenannter „E-Musik“, stilistisch einigermaßen klar definiert, und schriftlich genau ausformulierte Noten-Texte. Die Reihenfolge war klar: Konzept, Ausarbeitung, Druckfassung, Interpretieren, Aufführung. Auch die musikalische Ausbildung war auf diese Praxis hin ausgerichtet. Iris ter Schiphorst ist diesem Schema nicht gefolgt, hat stattdessen nach einem regulären Klavierstudium und vielen weiten Reisen in verschiedenartigen Rock-Formationen als Bassistin, Schlagzeugin und Keyboarderin gespielt. Starre Abgrenzung von der komplexen Popular-Musik, auch dem free jazz, kam für sie nicht in Frage, ebenso wenig die Hermetik stilistisch einheitlicher, sogenannter „absoluter“ Musik. Wer ihre Stücke hört, vernimmt die Lust an elementarer Aktion, kräftig zupackendem, darin körperlich-„haptischem“-Klang – und nicht zuletzt ungebändigem Gestus. Trägt eine Werkreihe den Titel „Zerstören“, so verrät dieser mehr als bloße Abkehr vom

angeblichen „Elfenbeinturm“ einer Avantgarde, von der unklar ist, ob es sie so eindeutig gegeben hat. Auf stilistische, gar System-Polaritäten: Schönberg oder Strawinski? hat sie sich gar nicht eingelassen. Wollte man eine Art Vorbild nennen, so wäre dies am ehesten Edgar Varèse, bei dem unsystematisch konsequent radikale Innovation und Negation von Tradition demselben Impuls entspringen. Wobei Varèse sicher einer der ersten Komponisten war, der entschieden die Musik des „technischen Zeitalters“ radikal utopisch in Klang-Bewegung versetzte.

Sie haben vorhin „Zerstören II“ gehört, und dürften somit ein überaus plastisches Bild davon bekommen haben, wie stimmig rabiak Iris ter Schiphorst das traditionelle Orchester umkrempt. Die Aktivitäten innerhalb der vielfältig aufgefächerten Rock-Ästhetik sind in sehr unterschiedlicher, auch eher unterschwelliger, Art in ihr Komponieren eingegangen. Abgeklärtheit, sublimen Sfumato-Effekte sind ihre Sache nicht.

Sind Komponistin, Rock-Band-Praxis schon ungewöhnlich genug, so kommt noch ein quasi dritter Tabu-Bruch hinzu. Denn gerne wurde Frauen traditionell ein fast generell gestörtes Verhältnis zur Technik nachgesagt, die nun einmal eine Männer-Domäne sei. Dass das schon lange nicht mehr stimmt, ist evident. Nur im Reich der Heiligen Cäcilia soll dies immer noch beim Alten bleiben. Doch schon das Keyboard ist ein zumindest elektrisches Instrument; und ohne Computer, digitale Prozesse, „Sampler“-Techniken sind viele Formen gegenwärtiger Musik kaum mehr denkbar, was nicht nur für die Popular-Sphäre gilt. Ja, es gibt derzeit fast eine Spaltung zwischen herkömmlichem Komponieren und zunehmend digitaler Ästhetik. Iris ter Schiphorst macht selbstverständlich von Verstärker- und Transformations-

Techniken souverän Gebrauch, und das elektronische „Sampling“ heterogener Materialien spielt bei ihr eine ganz erhebliche Rolle. Doch den entsprechenden Automatismen liefert sie sich nicht aus. Der oft ungestüme Charakter ihrer Musik zumindest bleibt davon unberührt. Auch „Dislokationen“ für Klavier und Orchester lebt vom schier schmerzlichen Widerspiel von Klang und Geräusch, Live-Energetik und elektronischer Halluzination, wechselnden Schüben von oft großer Direktheit. In der Rolle des Originalgenies, das einsam seine autonomen Meisterwerke kreiert, gefällt sie sich weniger. So hat sie von 1996 bis 2001 gemeinsam mit dem Komponisten Helmut Oehring wichtige Bühnenwerke geschaffen, und auch mehrfach Soundtracks für wichtige Filme, besonders eindringlich bei Germaine Dulacs Stummfilm-Klassiker von 1928 „La coquille et le clergyman“.

Die Entscheidung, Iris ter Schiphorst diesen Preis zu verleihen, hat zusätzliche Bedeutung, weil sie einer Komponistin gilt, die verschiedenartige Sphären zusammen bringt, ohne in der einen oder anderen Richtung Kompromisse einzugehen. Liebe Iris ter Schiphorst, ich gratulieren Ihnen ganz herzlich zu dieser besonderen Auszeichnung.

Gerhard R. Koch, FAZ